

nur unseren Glauben teilen, wenn wir bereit sind, aufeinander zu hören: Bistumsleitung und Basis, Männer und Frauen, Erwachsene und Jugendliche, Ortskirche und Gesamtkirche. Gemeinsam auf das Wort Gottes hören, hat auch eine ökumenische Dimension. Diese Haltung verbindet die verschiedenen kirchlichen Bekenntnisse miteinander.“

In französischer Sprache fügte Vogel bei, der Anspruch des Aufeinander-Hörens gelte auch zwischen dem deutsch- und dem französischsprachigen Teil des Bistums Basel und ihren unterschiedlichen Kulturen; auch gebe es im Bistum „viele anderssprachige Ausländer, aber keine Fremden“.

Bei aller Zuversicht weiß der gewählte Bischof von Basel, daß es ohne Konflikte nicht gehen wird. So schrieb er den Seelsorgern und Seelsorgerinnen unmittelbar vor der Bekanntgabe seiner Wahl: „In der Erfüllung unserer Aufgaben sind wir aufeinander angewiesen. Ich bin mir bewußt, daß unser gemeinsamer Weg nicht ohne Auseinandersetzungen, Verletzungen und Enttäuschungen bleiben wird. Ich bin bereit, mich diesem notwendigen Ringen offen und ehrlich zu stellen und erhoffe auch von Euch eine kritische Solidarität mit dem Bistum und der Gesamtkirche.“

Rolf Weibel

„Wir sollen schlicht und einfach bezeugen, was wir sind“

Ein Gespräch mit Kardinal Godfried Danneels

Welche Chancen hat der christliche Glaube im heutigen Europa, das sich weiter säkularisiert, aber auch von verschiedenen religiösen Suchbewegungen geprägt ist? Was hat es mit der immer wieder geforderten neuen Evangelisierung Europas auf sich? Was muß die Kirche tun, um ihre Botschaft in Europa heute glaubwürdig zu bezeugen? Über diese Themen sprachen wir mit dem Erzbischof von Mecheln-Brüssel und Vorsitzenden der Belgischen Bischofskonferenz, Kardinal Godfried Danneels. Seit 1979 leitet er das belgische Erzbistum; 1983 wurde er in das Kardinalskollegium berufen. Die Fragen stellte Ulrich Ruh.

HK: Herr Kardinal, in der Schlußerklärung der Bischofssynode für Europa Ende 1991 hieß es, die Erneuerung Europas müsse ihren Ausgangspunkt nehmen vom Dialog mit dem Evangelium. Daß Europa heute angesichts diverser politischer, wirtschaftlicher und geistiger Krisensymptome eine Erneuerung nötig hat, steht außer Zweifel. Aber findet ein Dialog mit dem Evangelium wirklich statt?

Danneels: Er findet statt, wenn auch sicher nur mit begrenzten Auswirkungen auf das Geschehen in Europa. Ein wichtiges Element dabei ist der Wegfall der marxistischen Ideologie und der durch sie geprägten Herrschaftsstruktur. Dieses Herrschaftssystem ist ja nicht nur aus ökonomischen Gründen gescheitert, sondern letztlich an einem theologisch-anthropologischen Irrtum: Man wollte den Menschen definieren und voranbringen unter bewußtem Ausschluß Gottes. Das Scheitern der marxistischen Ideologie bringt neu ins Bewußtsein, daß der Mensch auf Transzendenz bezogen ist, daß er, wie es Pascal formuliert hat, sich selber unendlich übersteigt. Damit kommt doch auch das Evangelium neu ins Spiel. Oder denken Sie daran, wie intensiv derzeit weit über die Kirche hinaus die Frage nach den ethischen Grundprinzipien unseres Zusammenlebens gestellt wird, nicht zuletzt

von Menschen, die in Politik und Wirtschaft für unsere Gesellschaft und für die Gestaltung Europas Verantwortung tragen. Ich glaube nicht, daß es jemals eine Zeit gegeben hat, in der aus so vielen Lebensbereichen heraus so viele ethische Fragen aufgeworfen wurden. Im übrigen waren auch die Reaktionen auf „Veritatis splendor“ in dieser Hinsicht recht aufschlußreich: Sie fielen außerhalb der Kirche weithin positiver aus als in der Kirche. Nicht, weil man mit allem einverstanden ist, sondern weil man die Notwendigkeit moralischer Grundprinzipien erkennt. Auch hier wird ein Dialog mit dem Evangelium geführt.

HK: Inwieweit gilt das auch für das Interesse am Religiösen, das heute vielerorts zu konstatieren ist?

Danneels: Wir beobachten seit zehn, fünfzehn Jahren eine deutliche Rückkehr der Religion in einem sehr weiten Sinn und in sehr unterschiedlichen Formen. Auch wenn manches an der neuen Zuwendung zum Religiösen fragwürdig ist, vielen Zeitgenossen ist doch zumindest aufgegangen, daß es mehr gibt als das, was mit den Augen wahrgenommen und mit Händen ertastet werden kann. Die östlichen Religionen haben Anziehungskraft gewonnen, aber auch Bewegungen wie „New Age“ wären hier zu nennen. Man kann von unse-

rer Zeit sicher nicht sagen, sie sei nicht religiös. Natürlich heißt das nicht, daß sich christlicher Glaube und Kirche im Aufwind befinden. Aber es zeigt sich in der Auseinandersetzung um ein angemessenes Menschenbild, in der Sorge um die ethischen Grundfragen wie in der neuen Aufmerksamkeit für Religion, daß wir nicht mehr im Zeitalter eines triumphalistischen, seiner Sache sicheren Säkularismus leben.

„Wir machen die Wahrheit nicht, sondern müssen auf sie hören“

HK: Aber die Säkularisierung geht doch insofern weiter, als sich die Bindung vieler Menschen an die Kirche und damit auch an die Lebensvollzüge und überlieferten Inhalte des christlichen Glaubens lockert. Das zeigen alle einschlägigen Untersuchungen über Kirchlichkeit und religiöses Profil in Belgien wie bei uns in Deutschland, in den Niederlanden ebenso wie in Italien oder Spanien. Hier ist eine Trendumkehr ganz und gar nicht in Sicht. Warum eigentlich?

Danneels: Nicht zuletzt deshalb, weil wir in der westlichen Kultur dazu neigen, die individuelle Freiheit absolut zu setzen, sie nicht mehr zu situieren. Das Ich bläst sich gleichsam auf und wird zu einer Art göttlicher Instanz. Unter solchen Voraussetzungen gibt es nur wenig Chancen, daß sich Menschen für das Evangelium und die Kirche interessieren. In beiden Fällen braucht es nämlich Glauben und damit auch ein Stück Glaubensgehorsam und ein solcher Gehorsam ist mit dem heutigen Freiheitsverständnis nur schwer zu vereinbaren. Dazu kommt dann auch noch das fundamentale Mißtrauen westlicher Menschen gegenüber allem Institutionellen, allem, was nach Norm und Autorität aussieht. In unserer Gesellschaft möchte jeder Mensch sozusagen eine Institution für sich sein und ist deshalb sehr allergisch gegenüber Regeln und Normen, die von einer übergeordneten Instanz an ihn herangetragen werden.

HK: Sicher ist unseren Zeitgenossen ihre individuelle Freiheit lieb und teuer und wird diese Freiheit da und dort auch exzessiv ausgelegt und praktiziert. Aber gleichzeitig ist doch heute mehr und mehr von den Grenzen der Freiheit die Rede, ist viel Erschrecken und Unsicherheit angesichts des Trends zu Beliebigkeit und Gleichgültigkeit anzutreffen...

Danneels: Man besinnt sich heute neu auf die Notwendigkeit von Normen, von ethischen Leitlinien und festen Bezugspunkten für das eigene Handeln. Das geschieht vor allem aus einem gewissen Leidensdruck heraus, weil sich herausgestellt hat, daß die Absolutsetzung und Isolierung der Freiheit nicht glücklicher macht. Viel wichtiger wäre allerdings die Einsicht, daß die Freiheit auf die Wahrheit hin ausgerichtet sein muß und ihr insofern untergeordnet ist. Der Mensch muß in der Wahrheit leben und auf dieser Grundlage seine Freiheit gebrauchen. Das moderne Lebensgefühl in Europa läuft aber genau umgekehrt, indem es die Wahrheit der Frei-

heit unterordnet. Eine wirklich tiefgehende Re-Ethisierung der Gesellschaft würde voraussetzen, daß man den Primat der Wahrheit zurückgewinnt. Vielleicht ist das Leiden an den Grenzen der Freiheit, das heute vielerorts empfunden wird, ein Fingerzeig in die richtige Richtung. Aber es ist noch nicht die eigentliche Lösung des Problems.

HK: Aber kann ich heutige Menschen so einfach auf „die“ Wahrheit verpflichten oder sie ihnen nahezubringen versuchen, angesichts einer großen Bandbreite von religiös-weltanschaulichen Angeboten, die alle auf ihre Weise Wahrheit beanspruchen? Paßt nicht eine gehörige Portion Skepsis gegen religiös-ideologische Wahrheitsbehauptungen in ein Europa nach dem Ende der marxistischen Ideologie mit ihrem überzogenen Erklärungsanspruch?

Danneels: In mancher Hinsicht befinden wir uns in einer Situation wie zur Zeit der Sophisten im Griechenland des fünften vorchristlichen Jahrhunderts. Die Sophisten waren in der Lage, alles mit allem zu kombinieren. Für sie gab es keine feste Wahrheit; mit logischen Tricks und Kunstgriffen konnten sie alles mögliche beweisen. In Reaktion darauf haben Sokrates und Platon herausgestellt, daß der Mensch nicht einfach über die Wahrheit verfügen kann, daß er vielmehr in sie eintreten muß. Heute zerfällt die Philosophie in sehr unterschiedliche Richtungen und Strömungen, gibt es keine einheitliche Metaphysik mehr. Wir brauchen aber dennoch einen elementaren gesellschaftlichen Konsens, ohne den es kein humanes Zusammenleben geben kann. Auch wir müssen neu entdecken, daß wir unbeschadet der Leistung des Subjekts die Wahrheit letztlich nicht machen, sondern auf sie hören müssen. Auf dieser Grundlage läßt sich dann auch wieder Aufmerksamkeit wecken für eine Wahrheit, die über den Menschen hinausreicht, die von weiter herkommt.

„Die neue Religiosität ist eine embryonale Suche nach Erfüllung“

HK: Es besteht doch in westlichen Gesellschaften durchaus ein gewisser Basiskonsens, der weithin anerkannt wird. Es gibt die in den Verfassungen festgelegten und durch sie geschützten Grundrechte, es gibt so etwas wie ein Menschenrechtsethos, auf das man sich selbstverständlich beruft. Reicht das nicht aus?

Danneels: Natürlich ist es gut, daß unsere Verfassungen grundlegende Menschenrechte garantieren. Aber wo das gelebte Ethos fehlt, kann das Recht dieses Defizit nicht auffangen. Wir erleben heute doch eine zunehmende Verrechtlichung auf allen Gebieten. Es braucht immer mehr gesetzliche Regelungen und genaue Rechtsvorschriften, weil fast nichts mehr selbstverständlich ist. Aber letztlich können wir unsere ethische Verantwortung nicht an das Rechtssystem abtreten. Im übrigen sind Rechte nur so viel wert, wie sie auch wirklich respektiert werden. Hier stößt staatliche Gesetzgebung unvermeidlich an ihre Grenzen, weil es nicht ihre

Aufgabe ist, die Herzen der Menschen zu bekehren. So kommt unvermeidlich eine ethisch-religiöse Instanz ins Spiel.

HK: Wenn Menschen für die Dimension der Transzendenz sensibel werden, ist das unter unseren gesellschaftlich-kulturellen Verhältnissen schon ziemlich viel. Aber damit sind sie noch lange keine Christen...

Danneels: Ganz und gar nicht. Spezifisch christlich ist nicht die Einsicht, daß es einen transzendenten Gott gibt, sondern der Glaube an die Menschwerdung Gottes in Jesus von Nazaret. Der unbegrenzte Gott ist in unsere Begrenztheit eingegangen – das ist das Zentrum des christlichen Glaubens. Dieses Geheimnis erschließt sich nicht durch philosophisches Nachdenken oder als Schlußpunkt einer metaphysischen Konzeption, sondern muß im Glauben angenommen werden. Aber auch wenn ich an die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus glaube, fehlt noch etwas, was zum Christentum unbedingt dazugehört: Die Kirche als Zeichen dafür, daß Jesus Christus nicht einfach der Vergangenheit angehört, sondern auch heute wirkt.

HK: In „christentümlichen“ Zeiten gehörten allgemeiner, metaphysisch verankerter Gottesglaube, Bekenntnis zur Offenbarung Gottes in Jesus von Nazaret und Kirche als Heilsinstitution zusammen. Ist es nicht das Kernproblem unserer religiösen und auch kirchlichen Situation, daß diese drei Größen nicht mehr selbstverständlich miteinander verbunden sind und deshalb auch nicht mehr als ein Paket akzeptiert werden?

Danneels: Das Auseintreten der drei Größen Gott, Christus, Kirche hat eigentlich schon in der Reformation begonnen, als die Bedeutung der kirchlichen Vermittlung des Glaubens zugunsten des einzelnen in seinem Gottesverhältnis relativiert wurde. In einer Entwicklung, die vom Deismus des 17. Jahrhunderts über die Aufklärung bis zum Idealismus führt, ist dann die Verbindung zwischen Gotteslehre und Christologie zerbrochen, und im 19. Jahrhundert geriet schließlich im Zeichen von Marx und Nietzsche auch der Gottesgedanke in die Krise. Inzwischen sind wir wieder auf dem Rückweg zu Gott, wobei die Frage offenbleiben muß, ob es sich um einen persönlichen Gott handelt oder um ein unpersönliches Geheimnis. Die meisten neuen religiösen Strömungen kennen keinen persönlichen Gott.

HK: Inwiefern ist das ihr entscheidender Schwachpunkt, oder kommt die neue Religiosität nicht gerade so dem Lebensgefühl vieler Zeitgenossen entgegen?

Danneels: Bei der neuen Religiosität – das gilt nicht zuletzt für „New Age“ – handelt es sich vielfach um eine Abspiegelung dessen, was der heutige Mensch in sich selber als Defizit empfindet. Diese Religiosität hat keine festen Strukturen, keine klaren Bezugspunkte; sie stützt sich auf ein vages religiöses Gefühl und verspricht den Menschen Heilung durch das Sicheinschwingen in ein geheimnisvolles Ganzes. Die neue Religiosität ist insgesamt eine sehr unbestimmte, em-

bryonale Suche nach Erfüllung und Sinngebung. Deshalb ist sie auch kein Endpunkt: Sie führt ein Stückweit über den bloßen Materialismus und Hedonismus hinaus, aber kommt auf diesem Weg nicht sehr weit voran.

HK: Welche Schritte auf diesem Weg wären noch zu tun?

Danneels: Ich kann mir nicht vorstellen, daß eine religiöse Gefühlswelt, eine religiöse Praxis ohne institutionellen Halt am Leben bleiben kann. Es kann letztlich keine bloße Privatreligion geben, die nur im Kopf oder im Herzen des Individuums lebt. Gott läßt sich nicht finden, wenn der Mensch ganz bei sich selber bleibt und um sein eigenes Ich kreist. Eine Religiosität ohne Institution, ohne Infrastruktur hat keine Aussicht auf Dauer und bleibt im übrigen auch ohne Schlagkraft. Sie konkretisiert sich nicht in der alltäglichen Praxis des Umgangs miteinander und wirkt nicht gestaltend auf die gesellschaftlichen Verhältnisse ein.

„Wir müssen den verbreiteten antiinstitutionellen Affekt überwinden“

HK: Genau das Institutionelle, ohne das Ihrer Meinung nach Religion nicht auskommen kann, erscheint aber vielen Zeitgenossen in Europa, jedenfalls in seiner westlichen Hälfte, als Hindernis bei ihrem religiösen Suchen und Fragen. Die Kirche, vor allem die katholische Kirche mit ihren Dogmen, ihren moralischen Vorschriften und ihrer amtlich-hierarchischen Struktur, steht unter dem Verdacht, sie sei mehr an institutioneller Selbsterhaltung interessiert als an der religiös-spirituellen Befreiung der Menschen. Man braucht nur an Eugen Drewermann zu denken, der diese Kritik mit besonderer Schärfe artikuliert bzw. artikuliert hat. Steckt in ihr nicht ein wahrer Kern?

Danneels: Das Phänomen Drewermann ist sehr vielschichtig. Aber so viel ist sicher: Gerade mit den Zügen seines Denkens, die ausgesprochen problematisch sind, kommt er verbreiteten Bedürfnissen und Fragestellungen entgegen. Das betrifft seinen massiven Affekt gegen alles Institutionell-Amtliche in der Kirche ebenso wie seinen Ansatz bei der psychologischen Dimension des Glaubens. Der moderne Mensch sucht in der Religion vor allem das therapeutische Element. Er möchte Heilung finden angesichts von Streß und Einsamkeit oder von unlösbaren Sinnproblemen. Wenn ein Priester heute über die Gnade predigt und dabei die Grundbegriffe der klassischen Gnadenlehre verwendet, schlafen die Zuhörer vermutlich spätestens nach zehn Minuten ein. Wenn derselbe Prediger statt von Gnade durchgehend von Heilung sprechen würde, würden die Menschen an seinen Lippen hängen. Hier hat sich im allgemeinen Glaubensbewußtsein und teilweise auch in der Theologie eine Verschiebung vollzogen, die nicht unproblematisch ist. Sicher hat das Evangelium eine therapeutische Kraft; Jesus hat schließlich häufig Menschen geheilt. Wenn man es aber darauf reduziert, bringt man es um seinen Kern, daß es nämlich

Gott selber ist, der in Jesus Christus auf den Menschen zukommt.

HK: Gesetzt den Fall, es gelingt, Zeitgenossen über eine therapeutische Engführung des Glaubensverständnisses hinaus wieder zu diesem Kern des Glaubens zu führen, sind damit auch schon automatisch ihre Probleme mit der Kirche als Institution vom Tisch?

Danneels: Beim Thema Kirche ist nur weiterzukommen, wenn wir zum einen den verbreiteten antiinstitutionellen Affekt überwinden und zum anderen von einem verengten Verständnis von Gesetz und Norm loskommen. In unseren Augen sind Gebote fast ausschließlich Instrument der Unterdrückung. Eigentlich wollen Gebote den Menschen aber auf seinem Weg helfen und ihn in seiner Entfaltung weiterbringen. Der Dekalog wird von den Juden als Wohltat Gottes an dem Volk Israel gepriesen; der lange Psalm 119 spricht in allen seinen Versen vom Gesetz Gottes, das süßer als Honig ist. Daß das Gebot, etwa der Dekalog, Leben befruchten will, daß es auf Befreiung zielt, ist zu sehr in den Hintergrund geraten. Sicher hat die Kirche in der Verkündigung zu dieser Engführung ihren Teil beigetragen, indem sie Vorschriften autoritär eingeschärft hat. Aber Fehlhaltungen gab und gibt es auf beiden Seiten, bei dem, der verkündigt, wie beim Adressaten dieser Botschaft.

„Der brüderliche Dialog in der Kirche ist absolut notwendig“

HK: Aber es gibt doch bei nicht wenigen Menschen, die bewußt zur katholischen Kirche gehören wollen und sich aktiv an ihrem Leben beteiligen, heute ein Leiden an der Kirche. Man würde es sich zu leicht machen, ihnen pauschal einen antiinstitutionellen Affekt zu unterstellen und sie damit abzuqualifizieren. Was steckt Ihrer Meinung nach dahinter?

Danneels: Ich weiß, daß viele Menschen an der Kirche leiden. Ein Grund dafür ist wahrscheinlich, daß wir uns nur schwer eine Gemeinschaft vorstellen können, die sowohl sichtbar wie unsichtbar ist. Aber gerade dadurch unterscheidet sich die Kirche vom Staat oder verschiedenen gesellschaftlichen Zusammenschlüssen. In „Lumen gentium“ wird die Kirche definiert als Ineinander von Geheimnis und sichtbarer Institution. Wir bringen diese beiden Dimensionen von Kirche oft aber nur mit Mühe zusammen; uns fehlt der Blick, der nicht an der Oberfläche hängenbleibt, sondern in die Tiefe dringt. Wer nur das Äußerlich-Institutionelle an der Kirche wahrnimmt, hat sicher oft Anlaß, sich über sie zu beklagen und sie zu kritisieren. Abbé Portal sagte bei den Mechelner Gesprächen mit den Anglikanern einmal, man müsse in die Kirche eintreten, sie auf die Schulter nehmen und tragen, man müsse sie manchmal aber auch ertragen.

HK: Derzeit wird in verschiedenen westeuropäischen Ortskirchen verstärkt nach Dialog in der Kirche gerufen. In Flan-

dern gab es vor kurzem einen entsprechenden Aufruf des interdiözesanen Pastoralrats, in der Bundesrepublik hat ein Dialogpapier aus dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken für einiges Aufsehen gesorgt, in den Niederlanden wird eben eine Dialogkommission auf der Ebene der Kirchenprovinz eingerichtet. Ist das nicht ein deutliches Indiz dafür, daß es in der katholischen Kirche Gesprächs- und auch Veränderungsbedarf gibt?

Danneels: Ich denke, der Dialog in der Kirche ist heute nicht nur unvermeidlich, sondern unverzichtbar und wird in Zukunft noch dringlicher werden. Zum einen deshalb, weil in unserer Gesellschaft aufgrund der besseren Ausbildung vieler Menschen und der Pluralisierung von Lebensstilen und -einstellungen viel weniger kollektiv und viel mehr vom Individuum her gedacht wird. Es braucht den Dialog, um die Verständigung zwischen den Menschen mit ihren unterschiedlichen Prägungen und Interessen aufrechtzuerhalten und zu fördern. Zum anderen verfügen wir über weit bessere Kommunikationsmöglichkeiten als in früheren Epochen der Kirchengeschichte: Jeder erfährt durch die modernen Kommunikationsmittel sofort, was der andere denkt. Der brüderliche Dialog in der Kirche ist deshalb absolut notwendig, sowohl zwischen dem Amt und den Gläubigen als auch zwischen den verschiedenen Gruppen und Strömungen. Es braucht das offene Gespräch der Bischöfe untereinander wie auch zwischen den Ortsbischöfen und Rom.

HK: Gibt es das offene Gespräch zwischen den Ortsbischöfen und den römischen Instanzen heute wirklich in ausreichendem Maß?

Danneels: Ich kann hier nur von mir sprechen. Wenn ich Probleme mit Rom habe, kaufe ich mir ein Ticket und fliege hin. In Rom erläutere ich der jeweiligen Stelle in der Kurie mein Anliegen und höre zu, was man dort zu der Sache zu sagen hat. Meist bin ich mit meinen Fragen und Problemen in Rom auf Verständnis gestoßen. Seit vierzehn Jahren bin ich jetzt Erzbischof und Vorsitzender der Bischofskonferenz, und während dieser ganzen Zeit habe ich nie erlebt, daß wir im Gespräch mit Rom keine Lösung für ein Problem gefunden hätten.

HK: Das Zweite Vatikanum hat das Bischofsamt und die bischöfliche Kollegialität aufgewertet, und in der Folge sind auch entsprechende Institutionen entstanden: Bischofskonferenz, Bischofssynode, Bischofsräte auf der Ebene eines Kontinents wie etwa in Europa der CCEE. Haben diese Instanzen schon das Gewicht, wie es für ein angemessenes Verhältnis zwischen primatischem und kollegialem Element in der Kirche notwendig wäre, bzw. wo müßten sie weiter ausgebaut und gestärkt werden?

Danneels: Ich bin mir nicht sicher, ob eine Verstärkung notwendig ist. Wichtig ist in jedem Fall, daß die bestehenden Institutionen effektiv arbeiten. Die Bischofssynode mit ihren ordentlichen Vollversammlungen im Dreijahresabstand halte ich für eine ausgesprochen gute Sache; der Rat der Eu-

ropäischen Bischofskonferenzen ist ein brauchbares und wichtiges Forum, auf dem in aller Offenheit die Probleme der Kirche in Europa besprochen werden können. Auch die einzelnen Bischofskonferenzen haben doch einen erheblichen Spielraum. Unsere Konferenz hier in Belgien jedenfalls fühlt sich nicht eingeschränkt und kontrolliert, wobei wir natürlich als Episkopat eines kleinen Landes nicht so im Blickpunkt stehen wie große Bischofskonferenzen etwa in den USA, Frankreich oder Deutschland. Im übrigen gab es in der Geschichte der Kirche immer wieder Pendelbewegungen zwischen Zentralisierung und Dezentralisierung. Nach dem Konzil standen die Zeichen deutlich auf Dezentralisierung; inzwischen schlägt das Pendel teilweise wieder mehr in Richtung Zentralisierung zurück. Sicher ist in der Nachkonzilszeit nicht alles reibungslos und ohne Übertreibungen gelaufen. Aber es wäre fatal, wenn man heute in einer Art Angstreaktion den kollegialen Instanzen nur noch eine Scheinexistenz zubilligen würde.

HK: Man hat manchmal den Eindruck, vor lauter Angst würden Gefahren für die Einheit der Kirche an die Wand gemalt, wo bei genauerem Hinsehen gar keine bestehen...

Danneels: Wie unbegründet entsprechende Ängste sind, zeigt sich für mich bei jeder Vollversammlung der Bischofsynode. Es besteht überhaupt nicht die Gefahr, daß die Bischöfe eine Art Fronde gegen das päpstliche Leitungsamt bilden; sie verhalten sich doch nicht wie Jakobiner, die in der Kirche eine Revolution anzetteln möchten. Alle Bischöfe, die man auf den Synoden trifft, sind geprägt von pastoraler Sorge, von Orthodoxie und Liebe zur Kirche. Ihnen geht es um ein und dieselbe Sache. Es gibt teilweise Mißtrauen zwischen Rom und den Bischöfen bzw. Bischofskonferenzen, das allerdings oft gar nicht von Rom oder von den Bischöfen geschürt wird, sondern von Dritten. Hier tun sich besonders kleine Gruppen von Integralisten hervor, die glauben, sie hätten die Orthodoxie und die Liebe zur Kirche gepachtet. In Wirklichkeit tun sie der Kirche aber keinen Dienst.

„Man gibt sich wenig Rechenschaft, was
Neuevangelisierung konkret bedeutet“

HK: Wie sehen Sie die weitere Entwicklung der Zusammenarbeit zwischen den Bischöfen bzw. Bischofskonferenzen und den Ortskirchen im neuen Europa nach dem Ende der bisherigen ideologisch-politischen Spaltung? Und wie geht es speziell mit dem CCEE weiter?

Danneels: Wir stecken noch mitten im Aufbau des neuen Rates der Europäischen Bischofskonferenzen. Daß jetzt alle Vorsitzenden der Bischofskonferenzen dem Rat angehören, betrachte ich als eine Aufwertung des Gremiums; schließlich hat der Konferenzvorsitzende doch größeres Gewicht als ein bischöflicher Delegierter nach dem bisherigen Modell. Über eine Verlegung des CCEE-Sekretariats nach Rom wäre ich nicht glücklich. Man muß nicht alles zentralisieren und auch

für die Kontakte zur Konferenz Europäischer Kirchen ist es besser, wenn der CCEE nicht als eine Art Anhängsel der Kurie erscheint. Entscheidend ist für den CCEE, daß er bei seiner wichtigsten Aufgabe weiterkommt, die kirchlichen Beziehungen zwischen West- und Osteuropa in der neuen Situation auszubauen. Auf diesem Feld haben wir noch nicht viel erreicht; man kennt sich gegenseitig noch zu wenig.

HK: Woran zeigt sich das besonders?

Danneels: An verbreiteten Vorurteilen und Mißverständnissen. Im Westen meinen wir oft, der Osten sei kirchlich-theologisch vierzig Jahre zurückgeblieben und werde noch von den Ideen und Verhaltensweisen des vorkonziliaren Katholizismus der vierziger und frühen fünfziger Jahre geprägt. Im Osten hält man der Kirche im Westen vor, sie habe sich zu sehr der Säkularisierung geöffnet, sei zu pluralistisch und außerdem viel zu reich. Solche Vorurteile müssen aus dem Weg geräumt werden, und das geht nur dadurch, daß wir uns häufiger treffen und intensiver miteinander sprechen. Natürlich sind die pastoralen Aufgaben in Ost und West noch unterschiedlich: Wir müssen in einem Umfeld evangelisieren, das hauptsächlich von Indifferenz geprägt ist, während im Osten das Erbe der offiziellen Kirchen- und Religionsfeindschaft des Kommunismus noch nachwirkt und die Menschen in der schwierigen Übergangssituation oft gar nichts mehr haben, woran sie sich halten können.

HK: Über die Notwendigkeit einer neuen Evangelisierung Europas wird allüberall geredet, in Papstansprachen, Hirten-schreiben und sonstigen kirchlichen Verlautbarungen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß dabei viel Rhetorik im Spiel ist, die Unsicherheiten in der Sache verdecken soll. Wird bei der Forderung nach einer neuen Evangelisierung nicht oft Wunsch und Wirklichkeit verwechselt?

Danneels: Sie haben recht, es wird viel über Neuevangelisierung gesprochen, aber man gibt sich zu wenig Rechenschaft darüber, was das konkret bedeutet. Das Wort wird häufig verwendet, ohne daß man es wirklich mit Inhalt füllt. Es ist fast so eine Art Büchse der Pandora, deren Inhalt man nicht so genau kennt. Bei uns ist nicht viel zu spüren von der inneren Antriebskraft, wie sie etwa den Apostel Paulus beseelte, von missionarischem Sendungsbewußtsein zur Verkündigung des Evangeliums nach draußen.

HK: Probleme gibt es nicht zuletzt bei den Trägern der Evangelisierung, wie sie etwa in der Schlußerklärung der Europasynode nacheinander angesprochen werden. Fast überall in Europa läßt der Priesternachwuchs sehr zu wünschen übrig, experimentiert man mit neuen Modellen der Seelsorge unter Einbeziehung von haupt- oder nebenamtlichen Laien. Wie ist hier weiterzukommen?

Danneels: Wir kommen aus einer Zeit, in der es sehr viele Berufungen zum Priestertum gab. Vermutlich waren in Europa in der ganzen Geschichte der Kirche nie so viele Priester tätig wie zwischen 1930 und 1960. Jetzt sieht es ganz anders aus, wobei verschiedene Faktoren eine Rolle spielen.

Es herrscht heute vielfach eine Art Gleichheitsmythos in Bezug auf die Kirche, der kein Verständnis für den besonderen Dienst des geweihten Priesters zuläßt. Allerdings sind wir auch noch auf der Suche nach einer neuen Verhältnisbestimmung zwischen Priestern und Laien: Sie ist nicht nur aufgrund des erheblichen Priestermangels notwendig, sondern auch, weil es heute viele Laien mit großen Fähigkeiten und Kompetenzen in theologischer und pastoraler Hinsicht gibt.

„Wir müssen eine Kirche des tiefen Gebets und der Bekehrung werden“

HK: Auch wenn sich mehr Christen, Priester wie Laien, um die Evangelisierung in Europa bemühen würden, bliebe das Hauptproblem, ob und wie Menschen für den christlichen Glauben ansprechbar sind. Wie läßt sich verständlich machen, daß der Glaube mehr ist als humanes Ethos oder vages religiöses Gefühl?

Danneels: Entscheidend ist, daß das kultische Element in den Blick kommt, also das Gebet, der Gottesdienst, die Sakramente. Andernfalls stehen wir in der Gefahr, das Christentum auf einen Komplex von Werten und Forderungen zu reduzieren und das Herz des Christlichen zu verfehlen. Christliche Werte wie Solidarität, Friede, Versöhnung und Einsatz für den Nächsten lassen sich noch eine Zeitlang vermitteln und leben, auch wenn die Menschen nicht mehr beten, Gottesdienst feiern und die Sakramente empfangen. Aber das führt zu einer Situation wie der eines Tigers im Zoologischen Garten: Der Tiger im Zoo kann ein sehr schönes Tier sein, vielleicht schöner als im Dschungel, aber es

fehlt das wirkliche Leben, die Bewegung. Ein Christentum, das nur aus Ethik besteht, ist eigentlich tot.

HK: In früheren Zeiten war der christliche Kult, waren Gottesdienst und Gebet fester Bestandteil der allgemeinen Kultur. Heute dagegen wirken Gottesdienste für Außenstehende in Sprache und Ritual wie Fremdkörper. . .

Danneels: Natürlich ist der Glaube nicht mehr im gleichen Maß kulturell und sozial eingebettet wie früher einmal. Man braucht nur an das Kirchenjahr zu denken, das den meisten Menschen nicht mehr selbstverständlich vertraut ist. Aber gleichzeitig ist doch bei einem Teil unserer Zeitgenossen eine Neuentdeckung des Gebets zu beobachten, zumindest von Vorformen des christlichen Betens. Es gibt doch viele Menschen, die intensiv über sich nachdenken, die Räume und Zeiten der Stille und Besinnung suchen. Die Klöster sind voll mit solchen Menschen, die oft gar keine gläubigen Christen sind. Solche Vorräume sind wichtig, aber das ändert nichts an der Aufgabe, die Sehnsucht nach Meditation und Gebet, nach Ritual und Besinnung vom Glauben her zu integrieren.

HK: Worauf käme es dabei für die einzelnen Christen und für die Kirche besonders an?

Danneels: Wir müssen eine Kirche des tiefen Gebets und der Bekehrung werden und uns in den einfachen Glauben des Evangeliums vertiefen. In mancher Beziehung leben wir in einer Zeit ähnlich der Johannes' des Täufers und des ersten Auftretens Jesu: Wir müssen uns bekehren und an die Frohe Botschaft glauben. Wir alle in der Kirche, Bischöfe, Priester und Laien, müssen heute das Evangelium mit einem größeren Ernst leben und die Zurückhaltung und Furcht gegenüber dem Zeugnis nach außen ablegen. Wir sollen schlicht und einfach bezeugen, was wir sind, ohne jede Form von Proselytismus.

Beherrschbare Risiken

Zur Diskussion um die Zukunft der Rentenversicherung

Die Frage nach der Weiterentwicklung bzw. dem notwendigen Umbau des Sozialstaats rangiert heute aus verschiedenen Gründen weit oben auf der politisch-gesellschaftlichen Tagesordnung. Ein Teilelement ist die Diskussion über die Zukunft der gesetzlichen Rentenversicherung: Wäre es sinnvoll, das bisherige Rentensystem durch eine Kombination von staatlicher Grundsicherung und privater Vorsorge zu ersetzen? Heinz Schmitz vom Düsseldorfer „Handelsblatt“ legt im folgenden Beitrag den Finger auf die Schwachpunkte entsprechender Reformvorschläge, denen das bisherige System (mit entsprechenden Anpassungen) überlegen sei.

Die Zukunft der gesetzlichen Rentenversicherung (GRV) steht in regelmäßigen Abständen im Mittelpunkt politischer und wissenschaftlicher Debatten. Vor allem der sächsische Ministerpräsident, Professor *Kurt Biedenkopf* (CDU), und Professor *Meinhard Miegel*, Vorstand des von Biedenkopf

gegründeten Instituts für Wirtschaft und Gesellschaft (IWG), Bonn, stoßen immer wieder die Debatte um die Sicherheit der Renten an.

Sie leiten von der zunehmenden Alterung der Bevölkerung, von der geringen Geburtenrate die Konsequenz ab, daß das